

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Luise Rinser, Hans Christian Meiser
Aeterna

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Als ich meinen kleinen, jetzt nicht mehr seetüchtigen Kahn vertäuen wollte, sah ich, dass der Bootssteg unter Wasser stand und die Ringe, an denen früher Schiffe angebunden waren, nun unter dem Wasserspiegel lagen. Sie waren verrostet, und an manchen hatten sich Krustentiere angesiedelt.

Weit und breit kein Mensch, mir zu helfen. So schürzte ich denn meinen Rock bis über die Hüfte, nahm mein Malgerät und watete durchs Wasser. Es war warm. Schwarzer Sand unter meinen Füßen. Vulkanischer Boden. Ich ließ mein Gepäck am Strand und ging einige Schritte bergauf. Dann rief ich.

Erinnerst du dich meines Rufes? Es war ein namenloser Ruf ins Leere. Keine Antwort. Auch kein Echo. War ich denn gottverlassen allein auf der Insel, dieser kleinen vulkanischen, felsigen Insel? Ich hatte Angst. Wie sollte ich hier in der Einsamkeit leben am Fuß des Vulkans? Ich rief noch einmal. Da kam eine Antwort. Ein lang hingezogener Ruf, der wie ein »Ja« klang. Tatsächlich hattest du, der Namenlose, mir Namenlosen dein Ja zugerufen. Auf welche Frage hattest du geantwortet mit deinem Ja?

Ich sah niemanden. Ich setzte mich auf einen der großen grauen Steinblöcke, die da über ein schräges Feld verstreut lagen, und wartete.

Aus diesen Steinen also wollte ich die kleine Fel-

senstadt wieder aufbauen, die ich zerstört vor mir sah in tausend großen und kleinen Brocken. Zerstört bis auf die Grundmauern. Zerstört nicht von vulkanischen Beben. Der Vulkan schlief seit langer Zeit. Die Trümmer, die auf dem Steinfeld lagen, waren jünger. Zerstört war das Städtchen durch Vergessen.

Was man vergisst, zerfällt zu Nichts. Dieses Felsennest war nicht völlig zu nichts als Staub geworden. Es lebte in meiner Erinnerung. Darum konnte ich es wieder aufbauen.

Aber ich allein konnte es nicht. Wo blieb der Mensch, der mir sein Ja zugerufen hatte? Wer war er? Ich wartete.

Während ich wartete, sah ich, dass die Insel einen Erosionsriss zeigte. Ich ging näher und stand schließlich am Rand einer Schlucht, die die Insel teilte. Wie tief war die Schlucht? Ich löste einen kleinen Stein und warf ihn in den Felsenriss. Der Stein fiel nicht senkrecht in die Tiefe. Er prallte von der Felswand ab und sprang auf die Gegenwand, und von dort wieder zurück, von Fels zu Fels, immer tiefer ins Dunkel. Und bei jedem Aufprall gab es einen Ton, und so reihete sich Ton an Ton, und der Fall nahm kein Ende, und die Töne fügten sich aneinander und gaben eine seltsam harmonische Reihe, und das Echo pflanzte sich fort, offenbar durch verborgene unterirdische Gänge, und es klang wie Musik.

Da warf noch jemand einen Stein, und die Musik verschlang sich mit der ersten und war schön. Da sah ich dich.

Du standest auf der anderen Seite der Schlucht. Ein Mann. Du machtest mir Zeichen, ich sollte ein wenig weiter bergauf gehen, dann deutetest du auf dich und machtest einige Gesten. Ich übersetzte: Ich gehe jetzt bergauf, da ist eine Stelle, an der die Schlucht so schmal ist, dass man sie überspringen kann. So liefen wir denn beide bergauf, jeder auf seiner Seite der Schlucht, und kamen uns immer näher. Und dann wagtest du den Sprung. Da waren wir also beisammen. Was sagten wir denn? Sprachen wir überhaupt? Musste ich dir nicht erklären, warum ich gerufen hatte?

Ich blieb bei der Zeichensprache. Ich deutete auf die herumliegenden Steine und machte die Gebärde des Bauens. Du sagtest etwas, und es war wieder »Ja«. Da stand es fest: Du wolltest mir helfen, die Felsenstadt wieder aufzubauen.

Wir standen uns gegenüber, und das Rauschen und Gluckern und Tönen in der Tiefe war laut. Dann gingen wir über das Trümmerfeld.

Du hobst etwas auf: ein Stück eines Rundbogens, und sagtest das erste Wort: Rosette. In der Tat: Es war ein Stück einer Stein-Rosette, die vielleicht von einer Kirche stammte. Du begannst sofort weiterzusuchen. Du hobst Stein um Stein. Ich sah, dass deine Hände stark waren wie die eines Baumeisters. Hatte ich mir nicht so einen gewünscht, einen mit solchen Händen?

Es gefiel mir, wie du über das Trümmerfeld gingst und dich da und dort bücktest und einen Stein aufhobst, ihn genau prüfend besahst und dann zur Seite legtest, wortlos, aber immer wieder mir zeigend, was

da offenbar zum Bau brauchbar war. So bildete sich ein Mäuerchen auf einer Seite unseres Weges, der kein Weg war, sondern eine Art Ziegenpfad. Wir merkten aber bald, dass da unter dem Schutt eine Treppe lag, eine Treppe aus Sandsteinstufen, und dazwischen und daneben lagen Marmorschwellen, ausgetreten, sehr alt. Sie lagen so, dass man vermuten musste, es waren Schwellen zu Häusern, die nicht mehr standen.

Bisweilen klang es, als gingen wir über Hohlräume, vielleicht über unterirdische Gewölbe. Wir gingen vorsichtig, denn die Stufen lagen locker. Wir stiegen Schritt für Schritt hinunter zum Meer, woher ich gekommen war und wo mein Malgerät lag. Du warst erstaunt: eine Malerin hier allein auf der Insel? Weiter fragtest du nichts. Auch ich fragte nichts. Wir waren da, das genügte.

Wir fanden mein Malgerät unter grauschwarzem Staub, den der Seewind darüber geweht hatte. Du nahmst es auf und trugst es den Berg hinauf, wohin, das wussten wir nicht, aber ich erinnerte mich, eine Ruine gesehen zu haben, die uns vielleicht Unterschlupf gewähren würde. Auf halbem Weg wurde das unterirdische Rauschen lauter, und es schien, als sei dort eine Wasserscheide, ein Strom ging nach Süden, einer nach Osten. Wir hielten inne und horchten, und während wir horchten, wurde das Rauschen leiser und verstummte dann ganz. War das Wasser irgendwo anders hingeströmt? Hatte sich etwas im Berg-Innern verändert? Rührte sich der Vulkan?

Dann aber hobst du den Finger. Ein neuer Laut war

zu hören. Kein Rauschen unterirdischen Wassers, sondern ein leises Tropfen wie aus einer Brunnenröhre. Und da war ein Brunnen, ein großer steingemauerter Trog, der einmal der Dorfbrunnen war, an dem man sich traf, Gespräche führte und Neuigkeiten austauschte. Das Wasser aus der Brunnenröhre, die keinen Rost angesetzt hatte, war klar. Wir tranken aus unseren Händen. Das Wasser war wunderbar kühl. Süßwasser. Wo war die Quelle?

Ich erinnerte mich: Hatte es hier nicht einen Baum gegeben, einen Feigenbaum, der sich über den Brunnen neigte und im Spätsommer Früchte gab? Da war der Baum. Die Früchte waren reif und saftig süß, grün und innen rosa. Wir aßen und tranken. Ein köstliches Mahl. Unser erstes gemeinsames. Saft und Wasser rannen über unsere heißen Gesichter. Auf einmal fühlten wir uns beobachtet. Auf dem Steinrand saßen zwei Menschen, ein Mann und eine Frau, beide alt in alten Gewändern. Erinnerst du dich des seltsamen Gesprächs? Als die Frau fragte, ob wir vom Brunnen getrunken hatten und ob das Wasser salzig oder süß war, und als wir sagten, es sei süß gewesen, lächelten sie zufrieden. Dann arbeiten hier die Richtigen, sagte der Mann. Wer? Wer waren die Richtigen? Aber die Alten gaben keine Auskunft. Die Frau sagte: Ihr könnt hier schlafen. Als ob dies eine Herberge sei, dieser Brunnen. Aber wir waren so müde vom Steigen, dass wir einschliefen. Ich hörte noch, dass die Alten weggingen, aber so leise, dass kaum ein Steinchen rollte.

Als wir aufwachten, sahen wir einige Ziegen, die Wasser tranken, oder vielmehr die zur Tränke gekommen waren und uns beobachteten mit großen runden Augen. Du sagtest: Wo sind die beiden Alten? Ich sagte: Welche Alten? Die hast du geträumt. Du sagtest: Und du träumst wohl jetzt, dass sie zu Ziegen wurden?

Das war unser erster Streit. Bei unseren Streitigkeiten ging es oft um das, was ich Querträume nannte: Einer träumte von etwas, das wirklich war, und der andere behauptete, es sei geträumt.

Waren die Ziegen wirkliche Ziegen oder geträumte?

Sie tranken und gingen davon. Wir hörten das Geklingel der Glöckchen an ihrem Hals. Sie kletterten bergauf. Wo Ziegen waren, musste auch ein Hirte sein. Wir sahen ihn nicht.

Stille. Immer nur Stille. Stille seit Tausenden von Jahren. Oder waren es Hunderte? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass dein Ruf mich aus der Stille erweckte. Hatte ich geschlafen? Hatte ich geträumt? Nein, alles, was ich seit damals erlebt hatte, war Wirklichkeit gewesen, eine Wirklichkeit aber, in der sich nichts ereignete außer der Stille. Bis du mich riefst.

Als der Vulkan zum letzten Mal ausbrach, war ich kaum der Jugend entwachsen. Ich erinnere mich gut: Eines Morgens machte ich mich auf, an den Hängen des Kegels die Weinstöcke zu prüfen. Die Dämmerung hatte die Kälte der Nacht hinweggezogen. Ich spürte die erste Hitze des Tages. Heute aber kam sie mir verändert vor. Es war nicht die gewohnte Hitze der Sonne. Es schien, als würde sie direkt aus der Erde aufsteigen und die Luft in sich schlingen.

Da ahnte ich es: Bald würde der Vulkan Feuer speien. Aufgeregt stieg ich höher. Ich ließ die Reben hinter mir. Gebannt blickte ich zum Kegel empor, sah dort aber keinen Rauch. Offenbar stand ein Ausbruch nicht unmittelbar bevor.

Ich schickte mich an, den Kraterrand zu erreichen, um nachforschen zu können, ob Gefahr im Verzug war. Eigentlich war dies die Aufgabe meines Vaters, des Vulkanwächters, aber seitdem er von einem

nächtlichen Fischfang nicht zurückgekehrt war, hatte der Ältestenrat mir diese Aufgabe übertragen, da ich schon als Kind von meinem Vater in die Geheimnisse des Berges eingeweiht worden war.

Ich blickte in den Krater, konnte aber feststellen, dass dort nichts geschah. Alles sah aus wie immer. Nur diese eigenartige Hitze. Ich konnte mir das nicht erklären. Vielleicht wollte der Vulkan an einer anderen Stelle ausbrechen. Vor vielen Jahren hatte er sich durch eine gewaltige Eruption einen zweiten Kegel geschaffen, auf der anderen Seite der Insel.

Ich lief in die Stadt zurück. Am Marktplatz stieß ich auf meine Mutter.

Wenn uns das Gleiche bevorsteht wie damals, sagte sie, dann müssen wir die Götter gnädig stimmen. Ich werde eine Ziege schlachten.

Es geschah nicht selten, dass Bitt- und Dankesopfer dargebracht wurden. Meist ließen die Götter sich besänftigen: Der Vulkan brach zwar aus, sein Blut aber verschonte die Stadt und rann ins Meer. Manche Bauern meinten, ein solches Ereignis bringe guten Boden für die Rebstöcke, andere indes fürchteten um ihr Weideland für die Tiere.

Am Abend, nachdem die Ziege geopfert war, traten die Ältesten zusammen und berieten, was zu unternehmen sei, falls der Berg tatsächlich Asche und Feuer speien würde. Man beschloss, zunächst abzuwarten, aber eine aus vielen Männern bestehende Vulkanwache aufzustellen, die – unter meiner Leitung – dafür zu sorgen hatte, jede Veränderung, die sich im Gestein

oder in der Erde zeigen sollte, festzustellen und zu melden. Man musste so handeln, damit möglichst niemand zu Schaden kam. Natürlich hätte man bei einem Ausbruch auch auf das Meer fliehen können, aber was dann? Wohin hätte man segeln sollen?

Deshalb hatte man vorsorglich Fluchtwege rings um die Insel angelegt, sodass man stets zu dem Teil gelangen konnte, den der Berg verschonen würde. Auch waren die größten der vielen Höhlen, die sich am Bergkegel fanden, mit dem Notwendigsten ausgestattet worden. Es fand sich dort Holz zum Feuermachen, Getreide, gedörrtes Obst und getrockneter Fisch. Dazu Matten zum Liegen und gewebte Tücher gegen die Kälte der Nacht. Wasser floss aus unterirdischen Bächen.

Einmal erst hatte man von diesen Verstecken Gebrauch machen müssen, aber der Ältestenrat war stets darauf bedacht, für die Sicherheit der Inselbewohner zu sorgen, sodass es auch zu den Aufgaben meines Vaters – und nun zu den meinen – gehörte, den Zustand der Vorräte zu kontrollieren.

Tagelang geschah nichts. Die Bevölkerung war sich sicher, dass die Götter das Bittopfer angenommen und dem Berg zu schlafen befohlen hatten.

Eines Morgens stieg ich kurz vor Sonnenaufgang wieder zu einer der Höhlen, überprüfte die Vorräte und machte mich dann auf den Weg nach oben. Das Licht war eigenartig. Eher grau als rosa. Die Wolken bildeten einen Kranz um den Kegel, als wollten sie nicht preisgeben, was sich hinter ihnen verbarg.

Und dann geschah es: Ohne die geringste Ankündigung explodierte der Berg. Er spritzte seine Asche in die Luft, die so hoch stieg, als wollte sie den Himmel berühren. Immer mehr Asche trat hervor, begleitet von einem tiefen, schrecklichen Grollen. Es war, als würde sich das Innere der Erde erheben, um alles, was auf ihr lebte, zu verschlingen.

Das Speien nahm kein Ende. Die Welt verfinsterte sich. Die Asche regnete auf die Insel und deckte sie vollständig zu. Das Leben verlosch. Menschen und Tiere starben.

Jetzt warf der Berg riesige Steinbrocken in die Luft, schleuderte sie auf die Stadt, und alles Errichtete zerfiel zu Trümmern. Einige Bauern, die an den Hängen arbeiteten, hatten sich in eine der Höhlen retten können. Sie wussten, nun hatten sie ihre Stadt von neuem zu errichten. Sie taten es, so gut es ging, doch bald wurde auch die neue Stadt zerstört. Mit ihr starben die letzten Bewohner. So blieb niemand, der sich ihrer erinnerte.

All dies ereignete sich, lange bevor du mich riefst. Doch in den Zeiten zuvor war die Insel ein bedeutender Seehafen gewesen. Viele Kulturen hatten sich auf ihr niedergelassen. Es gab einen königlichen Palast, ein Stadion, Türme für die Wächter, Häuser für die Familien, Tempel, Theater und marmorgepflasterte Alleen. Man trieb Handel, baute groß und mächtig, legte Wert auf Erziehung und Kunst. Die Menschen, die hier lebten, waren glücklich. Sie achteten die Götter, gaben ihr Wissen von Generation zu Generation

weiter und besangen ihr Dasein in schönen Liedern. Alle aber fürchteten den Vulkan.

Die vielen Völker verschwanden, wie sie gekommen waren. Sie töteten sich entweder gegenseitig oder wurden durch den Vulkan vernichtet. Aber ein jedes Volk trug die Hoffnung des Überlebens in sich. Wann immer die Stadt zerstört war, baute man sie wieder auf. Und ein jedes Volk war der Meinung, auf dem Höhepunkt der Geschichte zu stehen.

Als du mich riefst und deinen Stein in die Schlucht warfst, wusste ich, dass nun der Zeitpunkt gekommen war, an dem das Vergessen ein Ende haben sollte. Du hast mich befreit aus dem Dunkel des Felsens, und freudig stieg ich empor, um zu sehen, wer da gerufen hatte. Als ich sah, dass du es warst, war ich sicher, dass ich nun bereit zu sein hatte. Ich lief zu dir. Und ich erkannte die Stelle wieder, an der die alte Stadt gestanden hatte.